

HEYNE <

ARTHUR C. CLARKE

2001

ODYSSEE IM

WELTRAUM

DIE KOMPLETTE SAGA

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgaben:

2001: A SPACE ODYSSEY

2010: ODYSSEY TWO

2061: ODYSSEY THREE

3001: THE FINAL ODYSSEY

Aus dem Englischen übersetzt von Egon Eis (Band 1)

und Irene Holicki (Band 2–4)

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Überarbeitete Neuauflage

Redaktion: Alexander Martin

Copyright © 1968, 1982, 1987, 1997 by Arthur C. Clarke

Copyright © 2016 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31592-1

www.diezukunft.de

Inhalt

Vorbemerkung des Autors	7
2001: Odyssee im Weltraum	9
2010: Odyssee II	233
2061: Odyssee III	533
3001: Die letzte Odyssee	779
Nachwort	985

Vorbemerkung des Autors

Hinter jedem lebenden Menschen stehen dreißig Geister; in diesem zahlenmäßigen Verhältnis sind die Verstorbenen den Lebenden überlegen. Seit Beginn der Urgeschichte sind rund hundert Milliarden menschliche Wesen auf Erden gewandelt.

Eine sonderbare Zahl, denn durch einen merkwürdigen Zufall gibt es etwa hundert Milliarden Sterne in unserem begrenzten Universum der Milchstraße. Also scheint für jeden Menschen, der je gelebt hat, in unserem Teil des Alls ein Stern.

Doch jeder von diesen Sternen ist eine Sonne, oft eine hellere und herrlichere als der kleine uns am nächsten liegende Stern, den wir »Sonne« nennen. Und viele – möglicherweise die meisten – dieser entfernten Sonnen besitzen Planeten, die sie umkreisen. Fraglos gibt es daher genügend Land im All, um jeden Typ menschlicher Spezies, vom ersten Affenmenschen bis zu uns, seinen eigenen privaten Himmel – oder seine eigene private Hölle – finden zu lassen.

Wie viele dieser potentiellen Himmel oder Höllen im Augenblick bewohnt sind und von welcher Art Kreaturen, können wir nicht einmal ahnen. Die nächste ist Millionen Mal weiter entfernt als Mars oder Venus. Doch die Schranken der Entfernung schwinden schnell; eines Tages werden wir vielleicht in der Sternenwelt unser Ebenbild finden – oder Übermenschen.

Wir haben uns diese Erkenntnis nur sehr zögernd zu eigen gemacht. Manche hoffen, diese Möglichkeit werde sich nie verwirklichen. Doch

immer mehr stellen sich die Frage: »Warum haben solche Treffen nicht schon stattgefunden, da wir bereits selbst im Begriff sind, in den Weltraum vorzustoßen?«

Ja, warum eigentlich nicht? Die »Odyssee«-Romane versuchen auf diese keineswegs unvernünftige Frage eine keineswegs unmögliche Antwort zu geben. Doch vergessen Sie bitte nicht: Es handelt sich nur um Romane.

Die Wahrheit wird – wie immer – weit erstaunlicher sein.

2001

ODYSSEE IM
WELTRAUM

Erster Teil

UR-NACHT

1 Auf dem Weg zum Untergang

Die Dürre hatte schon zehn Millionen Jahre angehalten, und die Herrschaft der schrecklichen Saurier war lange vorbei. Hier am Äquator, auf dem Kontinent, der eines Tages Afrika heißen würde, hatte der Existenzkampf ein neues Stadium von Grausamkeit erreicht. In diesem ausgetrockneten, ausgedörrten Land konnte nur der Kleinste oder der Schnellste oder der Zäheste gedeihen oder zu überleben hoffen. Die Menschenaffen der Steppe waren weder das eine noch das andere und unfähig, sich weiterzuentwickeln. Im Gegenteil, sie befanden sich auf dem Weg zum Untergang und waren bereits dem Verhungern nahe. Etwa fünfzig von ihnen bewohnten eine Reihe von Höhlen über einem kleinen unfruchtbaren Tal, durch das ein träger Strom floss, dem die schneebedeckten Berge des Nordens Schmelzwasser zuführten. In schlechten Zeiten versiegte der Fluss völlig, und das Gepest des Durstes hielt den Stamm in seinen Klauen.

Als der erste schwache Schimmer der Morgendämmerung in die Höhle kroch, sah Mond-Schauer, dass sein Vater in der Nacht gestorben

war. Er wusste natürlich nicht, dass der Alte sein Vater war, denn ein Wort wie Verwandtschaft lag jenseits seines Begriffsvermögens. Doch als er auf den ausgemergelten Körper blickte, überfiel ihn eine Art Unruhe, der erste Vorbote des Gefühls von Trauer.

Die beiden Kleinen wimmerten bereits vor Hunger, schwiegen aber sofort, als Mond-Schauer sie anknurrte. Eine der Mütter verteidigte das Kind, das sie nicht zu nähren vermochte, und knurrte ihn ihrerseits an. Er besaß nicht einmal mehr die Kraft, sie für ihre Anmaßung zurechtzuweisen.

Jetzt war es hell genug, die Höhle zu verlassen. Mond-Schauer packte den runzligen Körper und schleifte ihn hinter sich her. Sowie er im Freien war, warf er die Leiche über seine Schulter und stand aufrecht – das einzige Lebewesen auf dieser Welt, das dazu imstande war.

Unter seinesgleichen war Mond-Schauer fast ein Riese. Er maß beinahe fünf Fuß und wog – obwohl stark unterernährt – über hundert Pfund. Sein haariger muskulöser Körper glich dem eines Affen, sein Kopf dagegen ähnelte mehr dem eines Menschen. Die Stirn war niedrig, und über den Augenhöhlen befanden sich Wülste, doch die erste Phase der Menschwerdung war nicht zu übersehen. Als er auf die feindselige Welt des Pleistozäns hinuntersah, lag bereits etwas in seinem Blick, das über die Ausdrucksfähigkeit eines Affen hinausging. In diesen dunklen tiefliegenden Augen gab es eine Empfindung von Bewusstsein – die erste Spur von Intelligenz, deren Ausreifung noch Äonen erforderte und die vielleicht bald für immer zum Erlöschen kommen würde.

Da es keine Anzeichen von Gefahr gab, begann Mond-Schauer die steile Böschung hinunterzukriechen, die Last auf seiner Schulter behinderte ihn dabei. Allmählich kamen auch die anderen Mitglieder des Stammes aus ihren Behausungen hervor und folgten ihm zum schlammigen Wasser des Flusses, um zu trinken.

Mond-Schauer blickte das Tal entlang, um festzustellen, ob die

»Anderen« in Sicht waren, aber nichts war zu sehen. Vielleicht hatten sie ihre Höhlen noch nicht verlassen oder suchten bereits auf den entfernteren Hängen nach Nahrung. Da er sie nicht sehen konnte, vergaß Mond-Schauer sie sofort; er war nicht fähig, sich auf mehr als einen Gedanken zu konzentrieren.

Erst musste er den Alten loswerden – ein leicht zu lösendes Problem. Der Stamm hatte in letzter Zeit viele Todesfälle gehabt, einen davon in Mond-Schauers eigener Höhle. Er hatte die Leiche nur an den Platz zu legen, wo er auch das Neugeborene während des letzten Mondviertels gelassen hatte, und die Hyänen würden den Rest der Arbeit tun.

Sie warteten schon am Ende des Tals, dort, wo es in die Savanne auslief, beinahe, als ob sie gehnt hätten, was ihnen zufiel. Mond-Schauer legte den Kadaver unter einen kleinen Busch. Die Skelette von früher waren bereits verschwunden. Er beeilte sich, zu seinem Stamm zurückzukehren, an seinen Vater dachte er nie wieder.

Seine beiden Gefährtinnen, die Erwachsenen aus den anderen Höhlen und der größte Teil der Jungen suchten unter den dünnen Bäumen des Tales nach Nahrung: Beeren, saftige Wurzeln und Blätter. Nur selten ließ sie ein glücklicher Zufall Eidechsen oder kleine Nagetiere finden. Nur die Kinder und die Altersschwachen waren in den Höhlen zurückgeblieben. Wenn es am Tagesende überflüssige Nahrung gab, wurden sie gefüttert. Wenn nicht, hatten die Hyänen wieder einmal Glück gehabt.

Aber es war ein guter Tag – obwohl Mond-Schauer, der kein Erinnerungsvermögen besaß, ihn nicht mit einem anderen vergleichen konnte. Er fand im Stumpf eines abgestorbenen Baumes einen Bienenstock, und so genoss er die erlesenste Delikatesse, die seine Leute je gekannt hatten. Er leckte sich noch gelegentlich die Finger, als er seine Gruppe am späteren Nachmittag nach Hause führte. Natürlich war er des Öfteren gestochen worden, aber das merkte er kaum. Er

hatte den größten Grad der Sättigung erreicht, den ihm das Leben je bieten würde, denn obwohl er immer noch hungrig war, fühlte er sich nicht von Hunger geschwächt, und das war das Äußerste, was ein Affenmensch erhoffen konnte.

Sein Wohlbehagen verschwand, als er mit seiner Gefolgschaft den Fluss erreichte. Die »Anderen« waren da. Sie waren zwar jeden Tag da, aber das machte ihre Anwesenheit nicht weniger ärgerlich.

Es waren etwa dreißig von ihnen, und sie unterschieden sich äußerlich in keiner Weise von Mond-Schauers Sippe. Als sie ihn kommen sahen, begannen sie zu tanzen, die Arme zu schütteln und schrille Schreie auszustoßen. Die Gruppe auf der anderen Uferseite erwiderte die »Begrüßung« in gleicher Weise.

Das war alles, was geschah. Obwohl die Menschenaffen gelegentlich miteinander kämpften, brachten sie sich selten ernstliche Verletzungen bei. Da sie weder Krallen noch Reißzähne besaßen und ihr Körper durch dichten Haarwuchs geschützt war, konnten sie einander wenig Leid zufügen. Außerdem hatten sie keine überflüssige Kraft für derart unproduktive Anstrengungen. Knurren und Drohen war die praktischste Methode, um ihren territorialen Anspruch zu demonstrieren.

Die Konfrontation dauerte ungefähr fünf Minuten, dann endete der Auftritt so schnell, wie er begonnen hatte. Der Ehre war genug getan, denn jede Gruppe hatte ihrem Anspruch eindeutig Nachdruck verliehen. Nachdem diese wichtige Angelegenheit geklärt war, tranken alle von dem schmutzigen Wasser, dann wanderte jeder Stamm die ihm gehörende Uferseite entlang. Die nächste Weidefläche war über eine Meile von den Höhlen entfernt, und sie mussten sie mit einer Herde großer antilopenartiger Tiere teilen, die ihre Anwesenheit nur widerwillig duldeten. Die Menschenaffen konnten diese anderen Pflanzenfresser nicht vertreiben, denn deren Stirnen waren mit scharfen Dolchen bewaffnet – natürliche Waffen, die sie selbst nicht besaßen.

Mond-Schauer und seine Gefährten kauten Beeren und Früchte und Blätter und bekämpften so ihren Hunger, obwohl sich ringsum mehr als genug Nahrung befand. Doch die Tausende Tonnen saftigen Fleisches, die über die Savanne und durch den Busch wanderten, waren für sie nicht nur unerreichbar, es war auch außerhalb ihrer Vorstellungskraft, sich ihrer zu bemächtigen. Inmitten von Überfluss waren sie zu einem langsamen Hungertod verurteilt.

Der Stamm kehrte mit den letzten Strahlen des Tageslichts zu seinen Höhlen zurück. Das verletzte Weibchen, das zurückgeblieben war, gurrte vor Freude, als Mond-Schauer ihr einen Zweig Beeren brachte, und begann, diese heißhungrig zu verschlingen. Sie waren nicht sehr nahrhaft, würden aber ihr Überleben sichern, bis die Wunde, die der Leopard ihr geschlagen hatte, verheilt war und sie wieder selbst für ihre Nahrung sorgen konnte.

Über dem Tal stieg der Mond auf, und von den fernen Bergen her blies ein eisiger Wind. Es würde eine kalte Nacht werden, aber Kälte war wie Hunger kein Grund zu besonderer Besorgnis, sondern ein nicht wegzudenkender Teil des täglichen Lebens.

Mond-Schauer bewegte sich kaum, als aus einer der tiefer liegenden Höhlen grässliche Schreie laut wurden, und er brauchte das Fauchen des Leoparden nicht zu hören, um zu wissen, was vor sich ging. Unten in der Dunkelheit kämpften und starben der alte Weißhaar und seine Familie, aber der Gedanke, ihnen zu Hilfe zu eilen, kam ihm nicht in den Sinn. Das harte Gesetz des Überlebens verbot solche Einfälle, und keine Stimme des Protestes erhob sich den Berghang entlang. Die Bewohner aller Höhlen verhielten sich still, um das Verderben nicht auf sich selbst zu lenken.

Der Lärm ebte ab, und dann hörte Mond-Schauer, wie ein Körper über die Felsen geschleift wurde; es dauerte nur wenige Sekunden. Danach hielt der Leopard seine Beute fest zwischen den Kiefern und verursachte kein Geräusch mehr, als er mit seinem Opfer davonschlich.

Für einen Tag oder zwei drohte von der Bestie keine weitere Gefahr, aber es mochten andere Feinde unterwegs sein, im fahlen Schein der »kalten kleinen Sonne«, die nur bei Nacht über den Himmel wanderte. Wenn man sie rechtzeitig hörte, konnte man die kleineren Raubtiere manchmal mit Schreien und Heulen verscheuchen. Mond-Schauer kroch aus der Höhle, klammerte sich an einen großen Felsbrocken neben der Öffnung und hockte sich hin, um das Tal zu überblicken.

Von allen Lebewesen, die bisher auf Erden gewandelt waren, sind die Menschenaffen wohl die ersten gewesen, die beharrlich den Mond beobachteten. Er konnte sich zwar nicht daran erinnern, aber als er sehr jung gewesen war, hatte Mond-Schauer manchmal seinen Arm ausgestreckt und das geisterhafte Gesicht zu berühren versucht, das über den Hügeln am Himmel erschien.

Das war ihm allerdings nie geglückt, und jetzt war er alt genug, um zu verstehen, warum. Denn zuerst musste er natürlich einen Baum finden, der groß genug war, um auf ihm so hoch hinaufzuklettern.

Manchmal schaute er in das Tal und manchmal auf den Mond, aber stets lauschte er. Gelegentlich schlief er ein, aber es war ein unruhiger Schlaf, in dem ihn seine Wachsamkeit nie verließ, und das geringste Geräusch weckte ihn auf der Stelle. Im hohen Alter von fünfundzwanzig Jahren war er noch immer im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Wenn er weder einem Unfall noch einer Krankheit, weder einem Raubtier noch dem Hungertod erlag, konnte er noch gut zehn Jahre leben.

Die Stunden der Nacht schlichen dahin, kalt und klar, ohne weiteren Zwischenfall, und der Mond erhob sich langsam zwischen den äquatorialen Konstellationen, die kein Menschnauge je sehen würde. In den Höhlen, zwischen unruhigem Schlummer und ängstlichem Warten, wurden die Albträume geboren, die künftige Generationen heimsuchen sollten.

Da geschah etwas Seltsames: Zweimal strich über den Himmel, zum Zenit aufsteigend und gegen Osten versinkend, ein blendender Lichtpunkt, heller als jeder Stern.

2 Der neue Felsen

Die Nacht war schon weit fortgeschritten, als Mond-Schauer plötzlich erwachte. Von den Mühen und Plagen des Tages ermattet, hatte er tiefer geschlafen als üblich, doch durch ein schwaches Scharren unten im Tal wurde er sofort hellwach.

In der übelriechenden Höhle war es stockdunkel. Er setzte sich auf, lauschte in die Nacht hinaus und begann zu zittern. Noch nie in seinem Leben, das bereits zweimal so lang dauerte, als die meisten seiner Artgenossen erhoffen konnten, hatte er ein ähnliches Geräusch vernommen. Die großen Katzen schlichen lautlos an, und das Einzige, was sie gelegentlich verriet, war ein sich lösender Stein oder ein raschelnder Zweig. Doch das war ein anhaltendes Knirschen, das ständig lauter wurde. Es klang, als ob eine riesige Bestie sich durch die Nacht bewegte, unter Missachtung aller Hindernisse und ohne den geringsten Versuch, ihr Kommen zu verheimlichen. Einmal hörte Mond-Schauer deutlich, dass ein Strauch entwurzelt wurde. Elefanten und Dinotherien pflegten das zwar zu tun, aber im Allgemeinen bewegten sie sich fast so lautlos wie die Raubtiere.

Aber dann kam ein Geräusch, das Mond-Schauer unmöglich hätte identifizieren können, denn in der Geschichte der Welt war es noch nie zuvor gehört worden. Es war das Klirren von Metall auf Stein.

Als Mond-Schauer beim ersten Tageslicht seinen Stamm zum Fluss hinunterführte, sah er sich dem neuen Felsen gegenüber. Er hatte die Schrecken der Nacht so gut wie vergessen, da sich seit dem ersten Geräusch nichts mehr ereignet hatte. Daher assoziierte er das seltsame

Gebilde vor sich weder mit Gefahr noch mit Furcht; allerdings wirkte es auch nicht im Geringsten unheilvoll.

Es war eine rechteckige Platte, dreimal so hoch wie er selbst, aber schmal genug, um von seinen Armen umspannt zu werden. Und sie bestand aus einem absolut durchsichtigen Material. Sie war nicht einmal leicht zu sehen, außer wenn die aufgehende Sonne auf ihren Kanten glitzerte. Da Mond-Schauer weder Eis, ja nicht einmal kristallklares Wasser kannte, gab es für ihn keinerlei Vergleichsmöglichkeiten. Zweifellos sah das *Ding* hübsch aus, und obwohl er sich meist von unbekanntem Dingen vorsichtig fernhielt, zögerte er nicht lange, bevor er sich an seiner Seite niederkauerte. Als nichts geschah, streckte er seine Hand aus und fühlte eine kalte Oberfläche.

Nach mehreren Minuten scharfen Überlegens kam er zu einer beruhigenden Erkenntnis. Es war nichts anderes als ein Felsen, der während der Nacht gewachsen war. Er kannte das Phänomen von vielen Pflanzen – kieselförmigen, weißen saftigen Gewächsen, die über Nacht aus der Erde schossen. Sie waren zwar klein und rund, während dieses *Ding* groß und scharfkantig war, aber gelehrtere Männer als Mond-Schauer waren in späteren Zeiten bereit, ebenso auffallende Widersprüche in ihren Theorien großzügig zu übersehen.

Die gewaltige Anstrengung abstrakten Denkens brachte Mond-Schauer nach drei oder vier Minuten zu einer Schlussfolgerung, die er umgehend einer Prüfung unterzog. Die weißen runden Gewächse waren sehr schmackhaft – obwohl es einige wenige gab, die heftige Übelkeit verursachten. Vielleicht war dieses große ...

Ein flüchtiges Ablecken und Knabbersversuche enttäuschten ihn schnell. Nein, das war nichts zum Essen. So setzte er als vernünftiger Menschenaffe seinen Weg zum Fluss fort und vergaß während seines täglichen Kampfspiels mit den »Anderen« komplett den ungenießbaren Monolith.

Die Futtersuche gestaltete sich an diesem Tag sehr schwierig, und

der Stamm musste mehrere Meilen wandern, um etwas Essbares aufzutreiben. Während der mitleidlosen Mittagshitze brach eines der schwächeren Weibchen zusammen, weit entfernt von jedem erreichbaren Unterschlupf. Ihre Begleiter versammelten sich ringsum und schnatterten voller Mitleid, aber sie konnten nichts für ihre Gefährtin tun. Wären sie weniger erschöpft gewesen, hätten sie sie vielleicht zu ihrer Behausung zurückgetragen, aber sie besaßen keine überschüssige Kraft für eine derartige Hilfsaktion. So musste sie einfach zurückgelassen werden, und es blieb dem Zufall überlassen, ob sie aus eigener Kraft wieder auf die Beine kommen würde oder nicht.

Als die Affenmenschen abends heimwanderten, kamen sie an der Stelle vorbei. Kein einziger Knochen war zu sehen.

Im letzten Tageslicht, während sie vorsichtig nach frühen Nachtraubtieren Ausschau hielten, tranken sie hastig aus dem Fluss und begannen zu ihren Höhlen hinaufzuklettern. Sie waren immer noch ein gutes Stück vom neuen Felsen entfernt, als das Geräusch einsetzte.

Es war kaum hörbar, aber sie erstarrten und standen mit hängenden Kiefern wie versteinert auf ihrem Pfad. Es war eine einfache, aber in ihrer Wiederholung aufwühlende Vibration; die Impulse kamen aus dem Kristall und hypnotisierten alle, die in ihre Reichweite gerieten. Zum ersten und für drei Millionen Jahre zum letzten Mal ertönte in Afrika Trommelgeräusch.

Das Hämmern wurde lauter, eindringlicher. Mit einem Mal begannen die Affenmenschen wie Schlafwandler auf die Quelle des in seinen Bann zwingenden Trommelns zuzugehen. Manchmal machten sie einige Tanzschritte, als ob sie auf den Rhythmus reagierten, den ihre Nachkommen erst nach vielen Äonen ins Leben rufen würden. Völlig verzaubert umringten sie den Monolith, vergaßen die Strapazen des Tages, die Gefahren der einfallenden Nacht und den Hunger in ihren Bäuchen.

Das Trommeln wurde lauter, die Nacht dunkler. Und als die Schatten länger wurden und das Licht vom Himmel verschwand, begann der Kristall zu glühen.

Erst verlor er seine Durchsichtigkeit und leuchtete in einem fahlen milchigen Schein. Verwirrende geisterhafte Konturen bewegten sich über seine Oberfläche und in seinem Innern. Sie vereinigten sich in einem Spiel von Licht und Schatten, dann bildeten sie ineinander verschlungene Kreise, die sich langsam zu drehen begannen.

Schneller und schneller wirbelten die Lichträder, und gleichzeitig beschleunigte sich das Dröhnen der Trommeln. Jetzt waren die Menschenaffen vollends hypnotisiert und starrten mit offenem Mund auf das pyrotechnische Schauspiel. Alle von den Vorfahren ererbten Instinkte und die Erfahrung einer Lebenszeit waren vergessen: Nicht einer von ihnen würde so spät am Abend so fern von seiner Höhle geblieben sein. Denn aus dem Buschland ringsum starrten grausame Augen, und die nächtlichen Jäger begannen ihre Beutezüge.

Jetzt verschmolzen rotierende Lichträder ineinander, und die Speichen bildeten glitzernde Kreise. Dann teilten sie sich, und die bunten Mosaik brachen immer wieder symmetrisch auseinander wie in einem Kaleidoskop. Fantastische geometrische Muster leuchteten auf und verschwanden wieder, während sich die glühenden Gebilde verknüpften und entwirrten. Gebannt und unfähig, sich zu rühren, starrten die Affenmenschen auf den schimmernden Kristall.

Sie konnten nicht erraten, dass ihr Verstand sondiert wurde, ihre Reaktionen studiert und ihre Möglichkeiten ausgewertet. Erst verharrte der ganze Stamm in halb gebückter Stellung wie versteinert, dann kam plötzliches Leben in den dem Quader am nächsten stehenden Affenmenschen.

Er rührte sich zwar nicht vom Fleck, aber sein Körper verlor seine Starre und bewegte sich wie eine Marionette, die an unsichtbaren Fäden gezogen wird. Der Kopf drehte sich hin und her, die Lippen öff-

neten sich und schlossen sich lautlos, die Hände ballten sich zur Faust und entkrampften sich wieder. Dann bückte er sich, riss einen langen Grashalm ab und versuchte ihn mit plumpen Fingern zu einem Knoten zu binden.

Er war wie besessen, als ob er gegen einen Dämon kämpfte, der seinen Körper in den Klauen hielt. Sein Atem ging schwer, und sein Blick war voller Angst, als er seine Finger zwang, Bewegungen auszuführen, die komplexer waren als alle, die er je zuvor versucht hatte.

Doch trotz aller Anstrengungen glückte es ihm nur, den Halm zu zerpfücken. Als die einzelnen Teile zu Boden fielen, erstarrte er wieder zur Unbeweglichkeit; welche Macht auch immer ihn ergriffen hatte, sie war von ihm gewichen.

Jetzt kam Leben in einen anderen Affenmenschen, und er hatte die gleichen Prüfungen zu bestehen. Doch er war ein jüngerer und aufnahmefähigeres Exemplar. Während der Ältere versagt hatte, triumphierte er. Und auf der Erde wurde der erste primitive Knoten geknüpft.

Andere vollführten seltsamere und sinnlosere Aufgaben. Einige hielten ihre Arme ausgestreckt und versuchten ihre Fingerspitzen zu berühren – erst mit offenen und dann mit geschlossenen Augen. Einige mussten auf bestimmte Mosaik im Kristall schauen, die sich immer deutlicher abzeichneten, bis ihre Linien wieder in einem grauen Nichts verschwanden. Und alle hörten einfache klare Töne von unterschiedlicher Frequenz, die schnell unter die Grenze der Wahrnehmbarkeit sanken.

Als Mond-Schauer an die Reihe kam, empfand er kaum Furcht. Er fühlte einen gewissen Widerwillen, als seine Muskeln zuckten und seine Glieder Befehlen gehorchten, die nicht seine eigenen waren.

Ohne zu wissen, warum, beugte er sich zu Boden und hob einen kleinen Stein auf. Als er sich aufrichtete, sah er auf dem Kristallquader ein neues Bild.

Die tanzenden Mosaik­e waren verschwunden. Stattdessen erblickte er eine Reihe konzentrischer Kreise, die eine kleine schwarze Scheibe umgaben.

Er gehorchte dem Kommando, das sein Gehirn empfang, und schleuderte den Stein mit einer ungeschickten Bewegung seines Oberarms, doch er verfehlte sein Ziel.

Er empfing den Befehl, den Versuch zu wiederholen, und suchte, bis er einen neuen Kiesel fand. Diesmal traf er den Quader; es gab einen hellen klaren Ton. Er hatte die schwarze Scheibe zwar nicht getroffen, aber seine Zielsicherheit war größer geworden.

Beim vierten Versuch schlug der Stein nur wenige Zoll vom Ziel entfernt auf. Ein Gefühl unbeschreiblicher Freude, von beinahe sexueller Intensität, durchflutete ihn. Dann setzte das Kommando aus, er wurde wieder stumm und fühlte keinen Drang mehr, irgendetwas anderes zu tun, als abseitszustehen und zu warten.

Jedes Mitglied des Stammes, eines nach dem anderen, wurde für kurze Zeit dem fremden Willen unterworfen. Einige vollführten die ihnen gestellten Aufgaben, doch die meisten versagten. Aber alle erhielten die gebührende Belohnung oder Strafe; sie fühlten Lust oder Schmerz.

Jetzt glühte der große Quader nur mehr in einem schwachen, einfarbigen Licht; er stand wie ein helles Rechteck in der ihn umgebenden Dunkelheit. Die Menschenaffen blinzelten, als ob sie aus dem Schlaf erwachten, und begannen den Pfad zu ihren Heimstätten emporkzuklettern. Sie blickten nicht zurück und wunderten sich auch nicht über das seltsame Licht, das ihnen den Weg zu ihren Höhlen wies – und in eine Zukunft, die noch nicht einmal in den Sternen stand.

3 Schulung

Mond-Schauer und seine Begleiter besaßen keine Erinnerung an das, was ihnen widerfahren war, nachdem der Kristall aufgehört hatte, sie in seinem hypnotischen Bann zu halten und mit ihren Körpern zu experimentieren. Am nächsten Tag, als sie auf Futtersuche auszogen, gingen sie an ihm vorbei, ohne einen Gedanken an ihn zu verschwenden. Sie konnten ihn nicht essen, und er konnte sie nicht essen; er war also belanglos.

Unten am Fluss stießen die »Anderen« ihre üblichen Drohungen aus. Ihr Anführer war ein Menschenaffe mit nur einem Ohr, von Mond-Schauers Größe und Alter, aber weniger kräftig als er. Er wagte sogar einen kurzen Ausfall in das fremde Territorium. Er kreischte laut und schwenkte seine Arme, um die Gegner einzuschüchtern und seinen eigenen Mut zu stärken. Das Wasser des Flusses war nirgends tiefer als einen Fuß, aber je weiter sich Einohr vorwagte, desto unsicherer und verzagter wurde er. Bald hielt er inne, und dann kehrte er zu seinen Stammesgenossen zurück, wobei er um eine möglichst würdige Haltung bemüht war.

Im Übrigen gab es keinen Wandel im täglichen Ablauf. Mond-Schauers Stamm sammelte gerade genug Futter, um diesen Tag zu überleben, und keiner starb.

In dieser Nacht stand der Quader immer noch auf seinem Platz und strahlte Impulse von Licht und Tönen aus. Doch das Programm, das er konzipiert hatte, war heute ein anderes.

Einige der Menschenaffen ließ er völlig aus dem Spiel, als ob er sich bloß auf die aussichtsreichsten Subjekte konzentrieren wollte. Eines von diesen war Mond-Schauer; wieder fühlte er, wie er von ungeahnter Neugier erfasst wurde. Plötzlich begann er Visionen zu sehen.

Sie mochten innerhalb des Kristallblocks gewesen sein oder aber nur Spiegelungen seiner Fantasie, für ihn jedenfalls waren sie absolut

real. Trotzdem verspürte er rätselhafterweise weder Hass noch das instinktive Bedürfnis, sie aus seinem Territorium zu vertreiben.

Er blickte auf eine friedliche Familiengruppe, die sich in nur einem Punkt von der ihm bekannten Wirklichkeit unterschied: Das Männchen, das Weibchen und die beiden Kinder, die unerklärlicherweise vor ihm erschienen, besaßen eine glatte haarlose Haut und waren wohlgenährt – ein Zustand, den er sich nie hätte vorstellen können. Unwillkürlich belastete er seine eigenen vorstehenden Rippen; die Rippen dieser Kreaturen waren hinter Wülsten von Fett verborgen. Von Zeit zu Zeit bewegten sie sich gelassen, als sie vor dem Eingang einer Höhle auf und ab gingen, sichtlich mit sich und der Welt zufrieden. Gelegentlich stieß das große Männchen einen lauten Rülps der Sättigung aus.

Das war alles. Nach fünf Minuten verblasste das Bild, der Quader war nur mehr eine schimmernde Kontur in der Dunkelheit. Mondschauer schüttelte sich, als ob er aus einem Traum erwachte, dann wurde ihm plötzlich klar, wo er sich befand, und er führte den Stamm zurück zu den Höhlen.

Er hatte keine bewusste Erinnerung an das, was er gesehen hatte, doch als er beim Eingang seiner Behausung hockte und den Geräuschen der Umwelt lauschte, fühlte er die ersten vagen Regungen einer neuen, starken Empfindung. Es war ein verwirrendes Gefühl von Neid und Unzufriedenheit mit seinem Leben. Er hatte keine Vorstellung von der Ursache, noch weniger von einer möglichen Abhilfe; aber Unrast hatte von seiner Seele Besitz ergriffen, und damit hatte er einen kleinen Schritt zur Menschwerdung getan.

Jede folgende Nacht lief vor seinen Augen die Szene mit den vier plumpen Menschenaffen ab, bis es eine Quelle ständiger Faszination und Erbitterung wurde, die seinen unablässig nagenden Hunger noch steigerte. Das Bild vor seinen Augen hätte allein diesen Effekt nicht hervorbringen können; es bedurfte einer psychologischen Verstär-

kung. Sein primitives Hirn musste gründlich und bis in die kleinsten Teile umgeformt werden. Dann würden, wenn er überlebte, die neuen Denkmuster in der Erinnerung seiner Nachkommen weiterleben bis in alle Ewigkeit, denn er würde seine Gene an spätere Generationen übertragen.

Es war eine mühsame und langsame Prozedur, aber der Monolith war geduldig. Weder er noch seinesgleichen, die über dem halben Globus verstreut waren, erwarteten bei allen Herden und Stämmen, die in das Experiment einbezogen waren, Erfolg zu haben. Hundert Misserfolge zählten nicht, solange ein einziger Durchbruch das Geschick der Welt ändern konnte.

Bis zum nächsten Neumond hatte der Stamm eine Geburt und zwei Todesfälle zu verzeichnen. Einer war einfach verhungert, doch der andere starb während des nächtlichen Rituals, als er bei dem Versuch, zwei Steinstücke aneinanderzureiben, plötzlich umgefallen war. Der Kristall hatte sich sofort verdunkelt; der Bann war gebrochen. Doch der gestürzte Menschenaffe hatte sich nicht bewegt, und am nächsten Morgen war sein Körper verschwunden.

In der folgenden Nacht strahlte der Kristall keine Impulse aus, er war noch dabei, seinen Fehler zu analysieren. Der Stamm zog in der anbrechenden Dämmerung an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten. Doch in der Nacht darauf unterwarf er ihn erneut seiner Gewalt.

Die vier plumpen Menschenaffen erschienen wieder, und sie taten unerhörte Dinge. Mond-Schauer begann heftig zu zittern; er hatte das Gefühl, sein Hirn müsse bersten, und er versuchte seine Augen abzuwenden. Doch die mitleidlose Macht, die seinen Geist kontrollierte, lockerte ihren Griff nicht. Er war gezwungen, seine Lektion zu Ende zu lernen, obwohl all seine Instinkte sich dagegen auflehnten.

Diese Instinkte waren seinen Vorfahren nützlich gewesen, als noch warme Regen das Land fruchtbar gemacht hatten und es überall reichlich Nahrung gab. Doch die Zeiten hatten sich geändert, und die

ererbte Weisheit der Vergangenheit war wertlos geworden. Die Menschenaffen mussten sich anpassen oder aussterben – so wie die riesigen Urwelttiere, die diesen Weg vor ihnen gegangen und deren Skelette jetzt in den Kreidefelsen eingeschlossen waren.

So starrte Mond-Schauer auf den Kristallmonolith, ohne mit der Wimper zu zucken – bereit, Anleitungen zu Manipulationen zu empfangen, die ihm unverständlich erscheinen mussten. Oft fühlte er Schwindel und immer Hunger, doch von Zeit zu Zeit führten seine Hände mechanische Bewegungen aus, die sein zukünftiges Leben bestimmen sollten.

Als eine Reihe von Warzenschweinen schnüffelnd und grunzend den Pfad kreuzte, blieb Mond-Schauer plötzlich stehen. Schweine und Menschenaffen hatten einander stets ignoriert, denn es existierte kein Interessenkonflikt zwischen ihnen. Die meisten Lebewesen, die nicht um das gleiche Futter kämpften, gingen sich aus dem Weg.

Doch jetzt blickte Mond-Schauer wie gebannt auf sie, hin und her schwankend, als ob er von unbegreiflichen Impulsen getrieben wäre. Dann – wie in einem Traum – begann er den Boden abzusuchen. Wonach er suchte, hätte er auch nicht erklären können, wenn er die Gabe des Sprechens besessen hätte. Doch er erkannte es sofort, als er es sah.

Es war ein schwerer, sechs Zoll langer Stein, der in eine Spitze auslief. Er konnte ihn zwar nicht gut fassen, trotzdem musste er es tun. Als er zum Schwung ausholte, hatte er den überraschenden Eindruck, dass der Stein in seiner Hand schwerer geworden war; es durchfuhr ihn ein angenehmes Gefühl von Kraft und Macht. Dann näherte er sich dem nächsten Schwein.

Es war ein junges, ahnungsloses Tier, und obwohl es ihn deutlich sehen konnte, hatte es keine Angst vor ihm, bis es zu spät war. Warum sollte dieser harmlose Affe ihm übelwollen? Es rupfte weiter an den Grashalmen, bis Mond-Schauers Steinhammer sein Bewusstsein aus-

löschte. Der Rest der Herde fuhr ruhig fort zu weiden, denn der Mord hatte sich schnell und lautlos abgespielt.

Die anderen Menschenaffen waren stehen geblieben, um dem Schauspiel zuzusehen, und jetzt umringten sie Mond-Schauer und sein Opfer mit bewunderndem Staunen. Plötzlich griff einer nach der blutbeschmierten Waffe und begann auf das tote Schwein einzuschlagen. Andere griffen nach Stöcken und Steinen, die in ihrer Reichweite waren, und schlossen sich ihm an, bis das getötete Schwein eine formlose blutige Masse war.

Schließlich flaute ihr Interesse ab. Einige zogen weiter, doch andere standen zögernd um den zur Unkenntlichkeit zerschlagenen Kadaver herum – und die Zukunft einer Welt wartete auf ihre Entscheidung. Es dauerte ziemlich lange, bevor eines der stillenden Weibchen an dem blutigen Stein zu lecken begann, den sie umklammert hielt.

Und noch länger dauerte es, bis Mond-Schauer begriff, dass er nie wieder Hunger leiden würde.

4 Der Leopard

Die Werkzeuge, in deren Gebrauch sie unterwiesen wurden, waren primitiv, doch sie konnten die Welt verändern und den Menschenaffen zu ihrem Herrn machen. Das einfachste war der Stein, der die Schlagkraft der bloßen Faust vervielfachte. Dann gab es die Knochenkeule, die den Arm künstlich verlängerte und Zähne und Krallen einer angreifenden Bestie abzufangen vermochte. Mit Hilfe dieser Waffen waren sie imstande, sich aus den riesigen Herden, die durch die Savanne zogen, unbegrenzte Mengen an Nahrung zu verschaffen.

Aber sie brauchten noch andere Hilfsmittel, denn ihre Zähne und Nägel konnten Tiere, die größer waren als ein Kaninchen, nicht richtig zerlegen. Glücklicherweise hatte die Natur auch für diesen Zweck

perfekte Werkzeuge zur Verfügung gestellt, man musste nur klug genug sein, sie zu entdecken.

Vor allem gab es ein einfaches, aber äußerst praktisches Sägemesser, das in den nächsten drei Millionen Jahren gute Dienste leisten sollte. Es handelte sich um den mit Zähnen bewehrten Unterkiefer einer Antilope, ein Modell, das bis zum Gebrauch der Metalle keine wesentliche Verbesserung erfuhr. Außerdem fanden sie heraus, dass ein Antilopenhorn als Stichwaffe benützt werden konnte.

Die Steinkeule, die Zahnsäge und der Horndolch waren die wundervollen Erfindungen, welche die Menschenaffen zum Überleben benötigten. Bald würden sie in ihnen die Symbole der Überlegenheit erblicken, die sie repräsentierten. Doch viele Monate mussten vergehen, bevor sich ihre plumpen Finger die Geschicklichkeit aneigneten, sie zu benützen.

Möglicherweise wären sie im Laufe der Zeit auch durch eigene Anstrengungen so weit gekommen, natürliche Waffen als Werkzeuge zu benützen, aber die Chancen waren gegen sie, und sogar jetzt noch drohte in den vor ihnen liegenden Zeitaltern unablässig die Gefahr zu versagen und zugrunde zu gehen.

Den Menschenaffen war nur eine erste Möglichkeit geboten worden. Es würde keine zweite geben; die Zukunft lag nun ausschließlich in ihren eigenen Händen.

Monde kamen und gingen, Kinder wurden geboren, und einige wuchsen heran, die schwachen und zahnlosen Dreißigjährigen starben, der Leopard holte nachts seinen Tribut, die »Anderen« drohten täglich vom gegenüberliegenden Ufer des Flusses – aber der Stamm gedieh. Im Laufe eines einzigen Jahres waren Mond-Schauer und seine Gruppe nicht wiederzuerkennen.

Sie hatten ihre Lektion gut gelernt, und sie konnten mit allen Werkzeugen umgehen, die ihnen offenbart worden waren. Die Hun-

gerqualen der Vergangenheit wichen aus ihrer Erinnerung. Zwar waren die Warzenschweine ängstlich geworden und liefen vor ihnen davon, doch gab es unzählige Herden von Gazellen, Antilopen und Zebras in der Ebene. Alle diese Tiere und viele andere mehr wurden nun zur Beute derer, die die Kunst des Jagens erlernt hatten.

Jetzt, da sie nicht länger schwach und stumpf vor Hunger waren, kreuzten die ersten Rudimente des Denkens ihren Sinn. Die neue Art zu leben wurde als selbstverständlich angesehen, und niemand brachte sie in Verbindung mit dem Monolith, der immer noch am Rand des zum Fluss führenden Pfades stand. Hätten sie Zusammenhänge überhaupt in Erwägung ziehen können, hätten sie sich zweifellos gebrüstet, dass ihr erhöhter Lebensstandard auf ihre eigene Initiative zurückzuführen sei, doch war ihre frühere jämmerliche Existenz bereits gänzlich ihrer Erinnerung entschwunden.

Doch kein Wunschland ist perfekt, und das ihre wies zwei Makel auf. Der erste war der mörderische Leopard, dessen Appetit auf Menschenaffen noch größer geworden war, seit sie besser genährt waren. Der zweite war der Stamm auf der anderen Flussseite, denn irgendwie hatten die »Anderen« ebenfalls überlebt, statt zu verhungern und auszusterben. Die Lösung des Leopardproblems ergab sich durch einen Zufall. Obwohl das Überleben des Stammes nicht mehr in Frage gestellt war, litt er gelegentlich immer noch unter Fleischmangel. Als es an diesem Tag dämmerte, hatte er noch keine Beute erlegt, und Mondschauer führte seine müden und missgelaunten Gefährten zu ihren Behausungen zurück. Doch hier, quasi vor ihrer Haustür, fanden sie eine ausgewachsene Antilope, die wegen eines gebrochenen Beins nicht fliehen konnte. Sie war allerdings durchaus imstande, Widerstand zu leisten, und ihre säbelartigen Hörner hielten die sie umringenden Schakale in respektvollem Abstand. Geduldig warteten sie, überzeugt, dass ihre Zeit kommen würde.

Sie hatten jedoch nicht mit ihren Konkurrenten gerechnet und

zogen sich mit wütendem Knurren weiter zurück, als die Menschenaffen erschienen. Jetzt umkreisten diese vorsichtig das Beutetier und hielten sich aus der Reichweite der gefährlichen Hörner, doch dann gingen sie mit Keulen und Steinen zum Angriff über.

Es war eine plumpe Attacke, weder koordiniert noch schnell noch wirkungsvoll. Als die unglückliche Antilope ihr Leben ausgehaucht hatte, war es beinahe dunkel geworden – und die Schakale hatten ihren Mut wiedergewonnen. Mond-Schauer wurde zwischen Furcht und Hunger hin- und hergerissen, als ihm langsam dämmerte, dass die ganze Anstrengung umsonst gewesen sein mochte. Es war zu gefährlich, länger im Freien zu bleiben.

Plötzlich hatte er wieder einen seiner Gedankenblitze. Mit ungeheurer Anstrengung seiner Fantasie stellte er sich die tote Antilope vor, wie sie im *sicheren Bereich seiner eigenen Höhle* lag. Die Idee, dieses Wunschbild zu verwirklichen, erschien ihm so brillant, dass er ihre gefährlichen Konsequenzen völlig übersah. Ohne zu zögern, begann er den Kadaver den Abhang hinaufzuziehen, und als die anderen seine Absicht begriffen, begannen sie ihm zu helfen.

Hätte er gewusst, was für eine schwierige Aufgabe er sich zugemutet hatte, hätte er die Hände davon gelassen. Nur seine große Kraft und die von seinen baumbewohnenden Vorfahren ererbte Geschicklichkeit ermöglichte es ihm, den Kadaver den steilen Hang hinaufzuzerren. Manchmal, wenn er nicht weiterkonnte, weinte er vor Zorn, und er war versucht, die Beute liegen zu lassen, doch sein Starrsinn erwies sich als ebenso stark wie sein Hunger. Seine Begleiter halfen ihm zwar, behinderten ihn zum Teil allerdings mehr durch ihre Unfähigkeit, Gemeinschaftsarbeit zu leisten. Sie zogen zu fest, sie stolperten, sie fielen über seine Füße. Doch schließlich war das Werk vollendet, und die Antilope wurde durch den Eingang der Höhle geschleppt. Als das letzte Sonnenlicht vom Horizont verschwand, begann der Festschmaus.

Stunden später, angefressen bis zum Erbrechen, wachte Mond-Schauer jäh auf. Ohne zu wissen, warum, setzte er sich in der Dunkelheit auf. Während ringsum sämtliche Mitglieder der Gruppe tief und satt schliefen, lauschte er in die Nacht.

Nichts war zu hören außer den schweren Atemzügen seiner Gefährten. Der Mond stand hoch, und die Felsen hinter dem Höhleneingang glitzerten in seinem fahlen Licht wie bleiche Knochen. Die ganze Umgebung schien friedlich zu schlafen.

Da vernahm er das Geräusch eines fallenden Kiesels. Ängstlich, doch neugierig kroch Mond-Schauer aus der Höhle und blickte den Abhang hinunter.

Was er sah, war so entsetzlich, dass er sekundenlang unfähig war, sich zu rühren. Nur zwanzig Fuß unter ihm sah er zwei topasfarben leuchtende Augen. Er war wie gelähmt vor Furcht, starrte in diese hypnotischen Lichter und bemerkte kaum den geschmeidigen Körper, der behände von Stein zu Stein glitt. Nie zuvor war der Leopard so weit heraufgeklettert. Er hatte die hochliegenden Höhlen nie heimgesucht, obwohl er gewusst haben musste, dass sie bewohnt waren. Doch jetzt schien er hinter anderer Beute her zu sein, denn er folgte der Blutspur, die den mondbeschiedenen Hang hinaufführte.

Sekunden später schrillten die Schreckensschreie der Menschenaffen aus der darüberliegenden Höhle. Der Leopard fauchte wütend, als er sich entdeckt fühlte, setzte aber seinen Weg fort, in der Überzeugung, dass er nichts zu befürchten hatte.

Er erreichte den Rand der Felswand und schnupperte. Von allen Seiten drang der Blutgeruch auf ihn ein und erfüllte ihn mit überwältigender Gier. Lautlos schlich er in die Höhle.

Dabei beging er seinen ersten Fehler, denn als er aus dem Mondlicht in die Finsternis geriet, war er trotz seiner an die Dunkelheit gewöhnten Augen momentan im Nachteil. Die Menschenaffen konnten ihn oder zumindest seine Silhouette gegen die Höhlenöffnung deut-

licher sehen als er sie. Sie waren zu Tode erschrocken, aber keineswegs so hilflos wie früher.

Der Leopard fauchte und schlug selbstsicher mit dem Schwanz. Er suchte das blutige Fleisch, nach dem er gierte. Auf freiem Feld hätte ihn niemand behindert, doch jetzt saßen die Menschenaffen in einer Falle, und Verzweiflung flößte ihnen den Mut ein, das Unmögliche zu wagen. Und zum ersten Mal standen ihnen auch Mittel zur Verfügung, ihre Absicht durchzuführen.

Ein kräftiger Hieb traf den Leopard auf den Kopf. Wütend schlug er mit einer Pranke aus und hörte einen schrillen Schrei, als seine Krallen in weiches Fleisch rissen. Doch gleichzeitig fühlte er selbst einen stechenden Schmerz, als etwas Scharfes in seine Flanke fuhr – einmal, zweimal und noch einmal! Er fuhr herum und begann auf die Schatten einzuschlagen, die von allen Seiten her mit wildem Geheul auf ihn eindrangten.

Wieder empfing er einen heftigen Schlag, diesmal auf die Schnauze. Er sah einen hellen Schein vor sich und schnappte danach – aber seine Zähne vergruben sich nur in dem Knochen einer Antilope. Und gleichzeitig geschah etwas Unerhörtes; eine unvorstellbare Demütigung des *Unbesiegten*: Jemand hatte seinen Schwanz gepackt und versuchte ihn auszureißen.

Er warf sich auf seinen tollkühnen Angreifer und schleuderte ihn gegen die Höhlenwand. Doch was auch immer er tat, er vermochte nicht dem Hagel von Schlägen zu entgehen, die von allen Seiten auf ihn niederprasselten. Plumpe, aber kräftige Hände schwangen die improvisierten Waffen. Der Leopard heulte auf, erst vor Schmerz, dann in Todesangst. Der mitleidlose Jäger war zum Opfer geworden und versuchte verzweifelt, sich in Sicherheit zu bringen.

Jetzt machte er seinen zweiten Fehler, denn in seiner Verwirrung hatte er vergessen, wo er sich befand. Vielleicht waren auch seine scharfen Sinne durch die empfangenen Schläge stumpf geworden.

Was auch immer die Ursache dafür war, er sprang mit einem riesigen, unbedachten Satz aus der Höhle. Ein langgezogenes Wimmern erklang, als er in den Abgrund stürzte. Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bevor ein dumpfes Geräusch anzeigte, dass er auf einem Felsvorsprung aufgeschlagen war. Dann hörte man nur noch, wie einzelne Steine zu Tal rollten, und schließlich wurde es still.

Lange Zeit, berauscht von dem Sieg, tanzte Mond-Schauer frohlockend vor dem Höhleneingang und stieß Jubellaute aus. Er fühlte mit voller Berechtigung, dass seine Welt eine andere geworden und er nicht länger ein hilfloses Opfer der feindlichen Gewalten war, die ihn bedrohten.

Dann ging er in die Höhle zurück, und er durfte sich zum ersten Mal in seinem Leben eines sorglosen Schlafes erfreuen.

Am nächsten Morgen fanden sie den Kadaver des Leoparden am Fuß des Felshangs. Sogar die tote Bestie flößte ihnen Furcht ein, und es dauerte einige Zeit, bevor der Erste sich zu dem besieigten Gegner wagte. Doch gleich darauf fielen sie alle über ihn her, mit ihren knöchernen Messern und Sägen.

Sie arbeiteten hart, aber an diesem Tag mussten sie nicht mehr auf die Jagd gehen.

5 Begegnung im Dämmerlicht

Als er seine Gruppe in der Dämmerung zum Fluss hinunterführte, blieb Mond-Schauer an einer Stelle zögernd stehen. Er wusste, dass er etwas vermisste, aber was es war, daran konnte er sich nicht entsinnen. Er verschwendete auch weiter keine Gedankenarbeit an das Problem, denn er hatte an diesem Morgen wichtigere Dinge vor.

Der große Kristallblock war so geheimnisvoll verschwunden, wie er

gekommen war. Aber auch Donner und Blitz und Wolken waren erschienen und verschwunden, und der Quader tauchte nie wieder in Mond-Schauers Erinnerung auf.

Er konnte nicht ahnen, was er ihm zu verdanken hatte, und keiner seiner Begleiter, die ihn umringten, errieten, warum er auf seinem Weg einen Moment lang innegehalten hatte.

Die »Anderen« befanden sich auf ihrer Seite des Ufers, in ihrem stets respektierten Territorium. Sie sahen Mond-Schauer und ein Dutzend ausgewachsene männliche Exemplare auf sich zukommen. Sofort begannen sie, ihre tägliche Herausforderung über das Wasser zu schreien, doch diesmal erhielten sie keine Antwort.

Mit bedachten, zielbewussten Schritten, und *ohne einen Laut von sich zu geben*, stiegen Mond-Schauer und seine Gruppe den Hügel pfad hinunter, der zum Fluss führte. Als sie sich näherten, wurden auch die »Anderen« plötzlich still. Ihr Zorn verebbte und machte einer steigenden Furcht Platz. Sie ahnten vage, dass etwas Besonderes geschah und diese Begegnung nicht so verlaufen würde wie alle vorhergegangenen. Die knöchernen Keulen und Messer der Gegner jagten ihnen keine Angst ein, denn sie verstanden ihre Bedeutung nicht. Sie wussten nur, dass der drohenden Annäherung der feindlichen Sippe etwas Ungewohntes anhaftete – eine schweigende Entschlossenheit, die sie bisher noch nie wahrgenommen hatten.

Die Gruppe hielt am Ufer inne, und einen Moment lang gewannen die »Anderen« ihren Mut zurück. Einohr stimmte das Kampfgeheul an, und seine Gefolgschaft fiel ein. Doch es dauerte nur wenige Sekunden, bevor ein schrecklicher Anblick sie verstummen ließ.

Mond-Schauer hob einen Arm hoch in die Luft und ließ sehen, was bisher hinter den haarigen Körpern seiner Begleiter verborgen gewesen war. Er hielt einen dicken Ast in der Hand, auf dem der blutige Kopf des Leoparden aufgespießt war. Ein zwischen den Kiefern ste-

ckender Ast hielt das Maul offen, und die großen Reißzähne schimmerten in einem geisterhaften Weiß in den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Die »Anderen« waren vor Schreck wie gelähmt. Erst nach einiger Zeit traten sie langsam den Rückzug an. Das war genau die Ermunterung, die Mond-Schauer benötigte. Während er den symbolischen Leopardenkopf immer noch hoch in die Luft hielt, begann er, den Fluss zu durchwaten. Seine Begleiter zögerten nur kurz, dann stapften sie hinter ihm ins Wasser.

Als Mond-Schauer die gegenüberliegende Seite erreichte, wich Einohr nicht gleich zurück. Vielleicht war er zu tapfer oder zu einfältig, um zu fliehen; vielleicht vermochte er nicht zu fassen, dass ihm diese Schande widerfuhr. Ob er ein Feigling war oder ein Held, blieb sich gleich, denn der tödliche Schlag zerschmetterte seinen Schädel, ehe er reagieren konnte.

Heulend vor Angst verkrochen sich die »Anderen« in den Busch; doch kurz darauf kamen sie wieder zurück, und bald vergaßen sie ihren verlorenen Führer.

Einige Sekunden lang stand Mond-Schauer verständnislos über seinem neuen Opfer und versuchte, das unbegreifliche Wunder zu erfassen, dass der erlegte Leopard von Neuem getötet hatte. Er fühlte sich als Herr der Welt. Aber er war sich nicht ganz klar darüber, was er jetzt unternehmen sollte.

Doch eines stand fest: Er würde auch den nächsten Schritt tun.

6 Aufstieg des Menschengeschlechts

Ein neues Lebewesen bevölkerte den Planeten. Es kam aus dem Herzen Afrikas und breitete sich langsam über die bewohnbaren Gegenden aus. Es gab noch so wenige Exemplare, dass sie zwischen den

Millionen Kreaturen, die auf dem Land, in der Luft und im Wasser existierten, kaum zu bemerken waren. Noch gab es keinen Beweis dafür, dass diese Spezies gedeihen oder überhaupt überleben würde. Auf der Erde, auf der schon gewaltigere Lebewesen ihr Ende gefunden hatten, lag ihr zukünftiges Schicksal noch auf der Waagschale.

In den hunderttausend Jahren, seit der Monolith auf afrikanischem Boden niedergegangen war, hatten die Menschenaffen keine Erfindung mehr gemacht. Aber sie hatten sich zu verändern begonnen und Fertigkeiten entwickelt, die kein anderes Tier besaß. Sie hatten die Reichweite vervielfältigt. Sie vermochten, sich gegen Raubtiere zu verteidigen, die hinter der gleichen Beute her waren. Die kleineren Fleischfresser verscheuchten sie einfach; die größeren konnten sie zumindest entmutigen und meist in die Flucht schlagen.

Ihre riesigen Zähne wurden mit der Zeit kleiner, denn sie waren nicht länger unbedingt lebenswichtig. Die scharfkantigen Steine, mit denen man Wurzeln ausgraben und Fleisch schneiden konnte, begannen sie zu ersetzen. Die Menschenaffen mussten nicht mehr verhungern, wenn ihre Zähne schadhafte wurden; selbst die einfachsten Werkzeuge vermochten ihr Leben um viele Jahre zu verlängern. Und als ihre Reißzähne verschwanden, änderte sich auch die Form ihres Gesichts: Die Schnauze schrumpfte, die groben Backenknochen wurden zarter, und der Mund gewann die Fähigkeit, differenzierte Laute hervorzu bringen. Noch sollte es eine Million Jahre dauern, ehe sie die Kunst des Sprechens erlernten, aber die Vorbedingungen waren geschaffen.

Und dann ging mit der Erde eine große Wandlung vor sich. In vier Phasen, mit zweihunderttausend Jahren zwischen ihren Höhepunkten, gingen die Eiszeiten über sie hinweg und hinterließen ihre Spuren überall auf dem Globus. Außerhalb der Tropen löschten die Gletscher alle diejenigen aus, welche die Höhlen ihrer Urväter vorzeitig verlassen hatten, und überall siebten sie Kreaturen aus, die sich nicht anpassen konnten.

Mit dem Eis verschwand auch ein großer Teil der frühen Lebensformen – einschließlich der Menschenaffen. Aber im Unterschied zu vielen anderen Arten hinterließen diese Abkömmlinge; sie waren nicht einfach ausgestorben, sie hatten eine Metamorphose durchlaufen. Die Werkzeugmacher waren von ihren eigenen Werkzeugen umgebildet worden.

Denn durch den Gebrauch von Keulen und Feuersteinen hatten ihre Hände eine Fertigkeit entwickelt, die nirgends sonst im Tierreich zu finden war und die ihnen gestattete, immer bessere Werkzeuge herzustellen, welche ihrerseits ihre Glieder und Hirne weiterentwickelten. Es war wie eine beschleunigte Kettenreaktion, und an ihrem Ende stand der Mensch.

Die ersten wirklichen Menschen besaßen Werkzeuge und Waffen, die nur wenig besser waren als die ihrer Vorfahren vor einer Million Jahren, aber sie konnten sich ihrer mit weit größerem Geschick bedienen. Und irgendwann im Schatten der vergangenen Jahrtausende hatten sie das entscheidendste Instrument von allen erfunden: das der Sprache. Sie hatten zu sprechen gelernt und damit ihren ersten großen Sieg über die Zeit errungen. Denn jetzt konnten die Erkenntnisse einer Generation der nächsten überliefert werden, sodass jedes Zeitalter von den vorangegangenen zu profitieren vermochte.

Im Unterschied zu den Tieren, die nur die Gegenwart begriffen, hatte der Mensch eine Vergangenheit erworben; und er begann, nach einer Zukunft zu tasten.

Außerdem lernte er die Naturkräfte zu beherrschen. Mit dem Gebrauch des Feuers legte er die Grundlage zur Technik und entfernte sich unvorstellbar weit von seinem tierischen Ursprung. Stein wich der Bronze und Bronze dem Eisen. Viehzucht folgte der Jagd und Landwirtschaft der Viehzucht. Der Stamm wurde zur Dorfgemeinschaft, und aus dieser entstand die Stadt. Worte wurden verewigt, dank gewisser Zeichen auf Stein und Ton und Papyrus. Der Mensch

erfand die Philosophie und die Religion. Und er bevölkerte den Himmel mit Göttern.

Während sein Körper immer schutzloser wurde, wurden seine Angriffsmittel immer gefährlicher. Mit Stein und Bronze und Eisen und Stahl verfertigte er jede nur mögliche Vernichtungswaffe, und relativ bald lernte er, seine Opfer aus immer größer werdender Entfernung zu erlegen. Speer, Pfeil und Bogen, Handfeuerwaffe, Geschütz und schließlich ferngelenkte Geschosse waren Waffen von unbegrenzter Reichweite, die so gut wie unbegrenzte Macht verliehen.

Ohne diese Waffen, obwohl er sie oft genug gegen sich selbst verwendete, hätte der Mensch nie die Welt erobert. Jahrhundertlang erwiesen sie ihm gute Dienste.

Doch jetzt – solange sie existieren – droht ihm die gleiche Gefahr wie vor Millionen Jahren: die Ausrottung.

Zweiter Teil

TMA-1

7 Sonderflug

Wie oft auch immer er die Erde verließ, sagte sich Dr. Heywood Floyd, es blieb stets ein aufregendes Ereignis. Er war einmal auf dem Mars gewesen, dreimal auf dem Mond und auf den verschiedenen Raumstationen öfter, als er sich entsinnen konnte. Doch wenn sich der Moment des Abflugs näherte, spürte er regelmäßig eine gewisse Spannung, eine Art Neugier und auch Nervosität – als wäre er eine gewöhnliche Erdratte, die ihre erste Raumtaufe erhielt.

Der Düsenjet, der ihn nach der Mitternachtskonferenz mit dem Präsidenten aus Washington herüberbrachte, ging jetzt auf eine Landschaft nieder, die – obwohl vertraut genug – zu den erregendsten der Welt gehörte. Hier lagen, über zwanzig Meilen der Küste von Florida umfassend, zwei Generationen des Raumzeitalters. Gegen Süden, abgesteckt durch rote Warnlichter, erhoben sich die riesigen Konstruktionstürme der *Saturns* und *Neptuns*, die einst den Weg zu den Planeten gewiesen hatten und jetzt bereits Museumsstücke waren. Nahe dem Horizont stand im Scheinwerferlicht die letzte

Saturn V, fast zwanzig Jahre lang ein vielbesuchtes Nationaldenkmal. Nicht weit davon ragte wie ein von Menschen geschaffener Berg die ungeheure Masse des alten Raumschiffmontagegebäudes zum Himmel.

Doch all diese Dinge gehörten bereits der Vergangenheit an, und er befand sich auf dem Weg in die Zukunft. Als sie landeten, konnte Dr. Floyd unter sich ein Häusergewirr sehen, dann eine große Landebahn und schließlich ein breites schnurgerades Band, das sich quer durch die Landschaft von Florida zog: die Schienen einer riesigen Startrampe. An ihrem Ende, umgeben von Fahrzeugen und Docks lag in einem grellen Lichtkreis ein Raumschiff, bereit zum Abflug zu den Sternen. In einer plötzlichen Verzerrung der Perspektive, hervorgerufen durch den schnellen Wechsel von Geschwindigkeit und Höhe, schien es Floyd, dass er auf eine kleine Silbermotte hinablickte, die sich im Strahl einer Laterne verfangen hatte.

Später wurde ihm erst durch die winzig kleinen hin und her eilenden Figuren auf dem Boden die wirkliche Größe des Raumfahrzeugs bewusst; es musste zwischen dem schmalen V seiner Flügel gute sechzig Meter messen. »Und dieses grandiose Vehikel«, sagte sich Floyd, »wartet auf mich, auf mich allein!« Der Gedanke daran schien fast unglaublich und erfüllte ihn mit großem Stolz. Seines Wissens war es das erste Mal, dass ein kompletter Einsatz vorbereitet wurde, um einen einzigen Mann zum Mond zu bringen.

Es war zwei Uhr morgens, trotzdem erwartete ihn eine Gruppe von Reportern und Kameralenten auf seinem Weg zur scheinwerferbestrahlten *Orion III*. Einige von ihnen erkannte er, denn Pressekonferenzen waren für den Präsidenten des Nationalen Rats für Astronautik ein Teil seines Lebens. Doch es war weder der passende Zeitpunkt noch der geeignete Ort für Erklärungen. Er konnte den Journalisten auch nichts mitteilen, dennoch war es wichtig, die Herren von Presse, Funk und Fernsehen nicht vor den Kopf zu stoßen.